

Zum Biberacher Gigelberg-Jubiläum

Friedrich Goll - ein aufrechter Stadtbürger des 19. Jahrhunderts

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Wollte sich in Biberach ein Fremder nach dem Friedrich-Goll-Weg erkundigen, würde er wohl Schwierigkeiten haben. Auch dem Einheimischen ist dieser Straßename wenig geläufig, handelt es sich doch dabei um einen schlichten Fußweg zum Gigelberg, der hinter der ehemaligen Pflugbrauerei von der Hardsteige abzweigt. Aber die Benennung trifft, denn sie ehrt jenen Mann, der vor 150 Jahren in wahrhaft weiser Voraussicht den Gigelberg als Stadtparkgelände erkannte und seine Idee unter Einsatz der eigenen Person verwirklichte.

Golls Lebensweg ist darüber hinaus ganz typisch für einen deutschen Bürger des 19. Jahrhunderts, mit den nationalen Hoffnungen, die der junge Mann hegte, den Anfechtungen, die ihm der Obrigkeitsstaat des Vormärz bereitete, mit der Konzentration des alten Reichsstädters auf Handel und Gewerbe, ohne daß dabei die schöngestigen Interessen oder das Gemeinwohl außer Sicht geraten wären. Schließlich gehörte Goll auch zu jenen, die als enttäuschte Achtundvierziger die so andere Lösung des deutschen Problems durch Bismarck bewunderten. „Nationalliberal“ geworden, zollte der alte Goll — in Freud und Leid — dem Bismarckreich seinen Tribut.

1786 geboren, entstammte Christian Friedrich Goll einer jener Familien, die wie die Wechsler erst während des 18. Jahrhunderts in der evangelischen Bürgerschaft emporgekommen waren, sich nun aber, gegen Ende der Reichsstadtzeit, zunehmend profilierten. Die Goll kamen ursprünglich aus Kempten. 1722 erwarben sie das Biberacher Bürgerrecht. Friedrichs Vater trieb wie seine Vorfahren das Gewerbe eines Nadlers in einem Haus der heutigen Hindenburgstraße. Der bewegliche Geist der Familie, der auch bei den späteren Golls noch ganz deutlich zutage tritt, führte Friedrich und seinen Bruder Gottlieb in andere, aussichtsreichere Berufssparten. Zunächst aber lernen wir die beiden als Revolutionäre kennen, mit Schicksalswendungen, bei denen uns manches merkwürdig bekannt vorkommt.

Schon die Taufe Friedrichs in der paritätischen Stadtpfarrkirche stand im Zeichen eines immer noch latenten Konflikts: Wie das evangelische Taufregister tadelnd vermerkt, fühlte sich der Geistliche durch überlautes Rosenkranzbeten anwesender Katholiken empfindlich gestört! Als Friedrich in sein

Mannesalter eintrat, waren freilich jene reichsstädtisch-konfessionellen Probleme schon ein Ding der Vergangenheit; dafür wurden die Gemüter durch die lastende Übermacht Napoleons bewegt und niedergedrückt durch die deprimierenden ersten Jahre, die man in Biberach als württembergische Landstadt durchmachen mußte. Man „räsonierte“, trotz aller Verbote und wehrte sich gegen die zum Teil gezielt wirkenden Demütigungen durch die neue Obrigkeit. Ein Lied machte die Runde: „Freie Reichsstadt — schönes Wort! Mit dir ging ja alles fort!“ Friedrich Goll, der angehende Kaufmann, ließ aufhören, als er die Katastrophe der Grande Armée Napoleons in Rußland richtig vorhersagte. „Mit Mann und Roß und Wagen“ wurde der Franzosenkaiser geschlagen. In Biberach witterte man den Umschwung. Eines schönen Februarmorgens prangten an allen vier Stadttoren schwarze Tafeln: „Der Franzmann zieht sich zurück! Freut euch, ihr schmachtenden Seelen! Österreichs Macht rückt heran. Eure Erlösung ist nahe!“ Er war so etwas wie heute eine Aktion mit Farbspray und Flugblättern. Zur besseren Deutlichkeit war die Parole außer in Deutsch auch gleich noch in Französisch und Latein gehalten. Die württembergische Staatsmacht, noch immer loyal im Bündnis mit Napoleon, reagierte übernervös. König Friedrich in Stuttgart ließ sich einen Immediatbericht erstatten; durch seinen Gesandten Graf von Zeppelin meldete er die Sache, um seine Treue gegenüber Napoleon zu unterstreichen, sogleich weiter nach Paris. Die Demonstration wurde zur Affäre aufgebauscht. Fünf Tage nach der Tat erschien ein Geheimkommissär in Biberach. Unter Trompetenschall wurde die Stadt vor die Alternative gestellt: Entweder sollte der Täter ausgeliefert werden, oder die Stadt würde eine militärische Exekution zu gewärtigen haben.

Man knöpfte sich Intellektuelle und Kaufleute vor, weil auf einer der Tafeln Spuren von Abrechnungen gefunden wurden. Auf die beiden Goll fiel jeder Verdacht. Ein Tatwerkzeug schien aus der Konditorei von Bruder Gottlieb zu stammen. Beide erbrachten zwar ein Alibi: zur Tatzeit waren sie im „Roten Löwen“ — aber schließlich hatten sie dort nicht die ganze Nacht zugebracht. Die Sache eskalierte: Die Brüder wurden in Gewahrsam gesetzt. Die Verhöre wurden auf die ganze Bürgerschaft ausgedehnt, die sich trotzig und solidarisch zeigte. Unter denen, die aussagen mußten, war auch Johann Baptist Pflug. Zum Hohn der Biberacher konnte der Kommissär nicht den geringsten Beweis erbringen. Die frustrierte Behörde löste ihn ab und schickte einen schärferen Mann. Dieser verlegte den

Arrestanten Friedrich Goll ohne Decke, ohne Bett in eine unheizbare Zelle des Oberen Tors. Es war März und kalt; und eines Tages fand der „Eisenknecht“ Preiß seinen Häftling mit hohem Fieber vor. Nun erst kam ein Bett, und die Fenster wurden abgedichtet. In neuen Verhören wurde Goll nahegelegt, doch Namen zu nennen. „Dazu bin ich nicht schlecht genug!“ rief Goll, und einigermaßen pathetisch erklärte er, lebendig bringe ihn niemand mehr ins Obertor zurück. So etwas machte damals immerhin einen gewissen Eindruck. Die Brüder kamen nun aufs Siechentor, dessen Zellen später durch die Schwarz-Veri-Bande berühmt werden sollten. Hier gab es zwar offiziell auch nur Wasser und Brot, aber die Bewacher selbst trugen den Häftlingen Fleischbrühe, Braten und Rotwein zu.

Ergebnislos zog sich die Untersuchung hin. Dennoch kam ein Urteil: Die Golls sollten auf den Hohenasperg — „zu härtester Festungsarbeit“. Und weil die Stuttgarter Regierung — wohl nicht ganz zu Unrecht — der Meinung war, daß die Biberacher mit ihren beschuldigten Mitbürgern gemeinsame Sache machten, wurde auch die Stadt selbst in Kollektivstrafe genommen. Die Stadtmauern waren niederzulegen, die Jahrmärkte wurden verboten, und es durfte nicht einmal mehr öffentlich Musik gemacht werden. Seit jener Zeit ist Biberach ohne Wehrgänge (das Stück zwischen Hochwacht und Gigelturn ist eine spätere Wiederherstellungsmaßnahme). Die Einschränkung der Märkte ging an den Geldbeutel jeden Bürgers und wirkte tatsächlich einschüchternd. Aber als die Brüder Goll am 20. April 1813 aus der Stadt eskortiert wurden, stand das Volk vom Siechentor bis zur Walk demonstrativ Kopf an Kopf.

Bald schon waren die Biberacher Häftlinge eine politische Verlegenheit. Weil König Friedrich nach der Völkerschlacht bei Leipzig die Seiten wechselte und zu Österreich überging, war es eigentlich unsinnig, Sympathisanten jener Macht eingesperrt zu halten. Aber sie waren eben gegenüber dem Souverän unbotmäßig gewesen, und das wog schwerer. Das schlechte Gewissen der Regierung zeigte sich dann freilich in der lässigen Art, wie die so martialisch angekündigte Festungsstrafe gehandhabt wurde. Achselzuckend gab man nach, als die Golls sich beispielsweise weigerten, Sträflingskleidung zu tragen, und aus der Zwangsarbeit wurde auch nicht viel, weil Gottlieb ein ärztliches Attest beibrachte. Die beiden ließen sich eigenes Essen kommen, hielten sich zur Bedienung einen Hausburschen und waren auf den „Schwäbischen Merkur“ abonniert. Mit einer kleinen Gefangenenmeuterei riskierte Friedrich sogar Widerstand gegen die Staatsgewalt. Erstaunlicherweise kam er mit einer Verwarnung davon! So gewann er Autorität bei den Mitgefangenen, ja sogar bei seinen Bewachern. Paradox wurde

die Asperger Situation, als dort auf Anordnung des Kommandanten die Einnahme von Paris gefeiert wurde. Friedrich Goll, für seine poetischen Ergüsse längst bekannt, steuerte ein Stanzen-Gedicht bei.

Ein volles Jahr mußten die Brüder auf dem Asperg ausharren, wie es König Friedrich angeordnet hatte. Wieder zu Hause, standen sie weiter unter Polizeiaufsicht. Aber die Schützengilde richtete ihnen alsbald ein Ehrenschießen aus, und Friedrich Goll engagierte sich im Aufbau eines Tragantwaren-Fertigungsbetriebs. 1817 finden wir ihn als Organisator des denkwürdigen Erntedankfestes. Er war trotz oder wegen des Aspergs ein angesehen Mann. Noch immer freilich zahlte er an den ihm auferlegten Kosten des Verfahrens.

Da geschah auf einmal von seiten der hohen Obrigkeit so etwas wie ein bürgerschaftliches Wunder. Mittlerweile hatte nämlich Wilhelm I. den Thron bestiegen, der anders als sein Vater auf gute Beziehungen zu seinen neuwürttembergischen Untertanen großen Wert legte. Als Friedrich Goll 1818 an die Adresse des Königs ein Rehabilitationsgesuch richtete, wurde ihm unter Rückzahlung aller aufgewendeten Summen nicht nur rasche und vollständige Genugtuung, er wurde sogar gnädig in Stuttgart empfangen, erhielt eine Art Schmerzensgeld von 200 Gulden und die Aufforderung, in den württembergischen Staatsdienst zu treten! Dergleichen mußte der liberale Reichsstädter Kaufmann freilich ablehnen, doch erlaubte ihm der plötzliche Geldsegen, sein Geschäft auszubauen. Er kaufte die heutige Stadtmetzg und machte die Radgasse zu einer Art Gollschen Familiendomäne. Auch das inzwischen abgebrannte Hotel Rad gehörte zeitweilig dazu. Die Tragantfabrik Goll war fortan führend im sogenannten Devisen-Gewerbe, einer Biberacher Spezialität. Die beiden Chefs hatten Muße genug, sich kommunalpolitisch zu betätigen. Friedrich erscheint in den zeitgenössischen Protokollen als „Gerichtsassessor“, d. h. er war einer der zwölf Beisitzer beim Amtsgericht.

Der Blick, den er von seiner Wohnung auf den Gigelberg genoß, mag ihn zu dem Gedanken inspiriert haben, dort eine bürgerliche Parklandschaft zu gestalten. Unnütz verkam dort stadt-eigenes Gelände. Seit über 20 Jahren war Biberach ja württembergische Landstadt, und die Gräben, Mauern und Türme des Gigelbergs dienten nicht einmal mehr der Repräsentation einer reichsfreien Republik. Längst hatte die Verwaltung, unter energischem Druck der königlichen Behörden, zur Schuldentilgung die im Rißtal gelegenen Befestigungsanlagen abgebrochen oder verkauft. Schon zu Reichsstadtzeiten hatte dieser Prozeß der „Stadtentfestigung“ begonnen. Die mittelalterlichen Wehranlagen, zunehmend im Zerfall begriffen, strapazierten nicht nur den städtischen Geldbeutel, sie waren mi-

litärtechnisch wertlos und regelrecht unmodern geworden. So hatte man schon 1794 eingefallene Zwingermauern durch grünes Gehölz ersetzt. Bereits 1779 wurde der Anfang einer für das ganze folgende Jahrhundert typischen Tätigkeit gemacht: Man pflanzte Alleen, zunächst auf dem „Graben“, den Stadtwällen. Erstmals taucht nun der Gedanke der kommunalen Naherholung auf, die Stadt entdeckt die umgebende Natur, und es wird Mode, in Baumgängen zu „lustwandeln“. Kein Geringerer als der Reichsstädter Goethe ist Beweis für dieses romantische Streben, den „Handwerks- und Gewerbesbanden“ zu entfliehen und Erholung im Freien zu suchen. Dort hieß es: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“ Ein soziologischer Faktor tritt hinzu: Wie der Adel seit Jahrhunderten seine Parks, so wollte nun der Bürger seine „Promenaden“ haben. Alleen galten als vornehm. Bei Schiller (in dem Gedicht „Der Spaziergang“) kündeten Pappelalleen die Nähe einer „großen Stadt“ an. Was Wunder, daß auch Biberach entsprechende Bedürfnisse entwickelte. Noch heute zeugen die beiden alten Linden am Bismarckring von dem Baumgürtel, mit dem sich die Altstadt umgab, und 1819 disponierte man eine kilometerlange Pappelallee vom evangelischen Friedhof bis zum Jordanbad, deren Kosten vom Spital getragen wurden.

Zum romantischen Drang in die Natur gehörte auch das Bedürfnis, von hoher Warte Aussichten zu genießen. Es ist wohl kein Zufall, daß 1827, also in dem Jahr, als unsere Gigelberganlagen ins Gespräch kamen, die Biberacher Geschäfte ein „Panorama“ vom Bussen anboten — wobei man immer bedenken muß, daß der Normalbürger den Weg zum Schwabenberg, immerhin über 20 Kilometer, zu Fuß zurücklegen mußte! Aussicht bot auch der Gigelberg, vom Gigelberg sogar bis zu den Alpen. Ältere werden sich erinnern, daß der „Gigelman“ früher bei Alpensicht eine Flagge aufsteckte. Schon 1843 wurde angeregt, für den Turm auf Stadtkosten ein Perspektiv anzuschaffen. Es ist sicher kein Zufall, daß eines der reizendsten Biedermeiergemälde unseres Museums einen vierdreieckigen Zehnjährigen zeigt, der ein solches Perspektiv, damals auch Tubus genannt, in der Hand hält. Es ist der Baron Emil von Maucler, gemalt von dem Pflugschüler Johann Friedrich Dieterich. Pflug selbst war der erste, der unsere Stadt mit einem Alpenhintergrund gemalt hat. Diese Leistung mit ihrer ganz buchstäblichen „Vertiefung“ unseres Horizonts fällt wiederum nicht zufällig in das Jahrzehnt, von dem hier die Rede ist.

Wenn nun also Friedrich Goll die Schaffung von Anlagen auf dem Gigelberg zu seiner ureigenen Sache machte, befand er sich wieder einmal in Übereinstimmung mit den Grundtendenzen seiner Zeit. Vorhandene Anfänge ermutigten ihn. Auf der um-

mauerten Seite des Gigelbergs hatte schon 1787 der Bürgermeister von Zell „Terrassen, Treppen und Geländer“ herstellen lassen. Goll griff auf den sogenannten „äußeren“ Gigelberg über, das Gelände westlich des Hirschgrabens. Dort befanden sich seit alter Zeit Obstgärten. Auf Gemeinderatsbeschluss wurden die Bäume ausgestockt, und der Holzerlös kam dem Anlagenprojekt zugute. Auf der gewonnenen Fläche pflanzte man die schönen Parkbäume, die heute noch Wächter unseres Heimatfestes sind. Auch eine Allee durfte da nicht fehlen. Der Chronist Kraus schreibt vom Jahr 1827: „In diesem und im folgenden Jahr wurde der Spaziergang über den Gigelberg mit Anlagen errichtet und die in der Gegend des Weißen Turms 1790 angelegte Sandgrube eingeworfen, auch der außen am Gigelsturm befindliche sit venia verbo Abtritt weggeschafft.“ Bis zum Bau der Stadthalle ist die Mulde der erwähnten Sandgrube noch sichtbar gewesen; sie diente zuletzt als Kinderspielplatz.

Zu dem Vorhandenen, an das Goll anknüpfen durfte, gehörten übrigens auch einige Biergärten. Es wäre ein Irrtum zu glauben, die Biberacher hätten „ihren“ Berg aus purer Naturschwärmerei kultiviert. Die Keller als Treffpunkte der Durstigen waren so wichtig wie Aussichtspunkte und Promenaden. Der Bierkonsum im Freien hängt wiederum wohl mit den Schießübungen der Schützen zusammen, die für Biberach schon aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg in der Gegend des Gigelbergs bezeugt sind. Und wo schmeckte der edle Gerstensaft denn auch besser als unmittelbar bei den Felsenkellern, wo das kühle Naß gelagert wurde? Einer von ihnen, den unsere ältere Generation als Luftschutzbunker in un guter Erinnerung hat, wurde beispielsweise von Stadtwirt Konrad Guter 1819 im hinteren Hirschgraben angelegt. Er war aber nicht der erste. Kraus berichtet zum Jahr 1728:

„Schwanenwirt Dollinger errichtete den ersten Felsenkeller am Gigelberg. Er diente anfänglich nur zur Aufbewahrung des braunen Biers, bis es nach und nach dahin kam, daß öffentlich Bier ausgeschrieben wurde.“ Das war 1812.

Aus diesem Jahr stammt der so malerisch an den Abbruch einer Nagelfluhbank gesetzte Schwanenkeller-Bau mit Bogenhalle und Mansardendach, der heute als erhaltenswertes Baudenkmal gelten darf. Während Napoleons „grande armée“ nach Rußland zog und Hunderttausende, darunter auch viele schwäbische Landsleute, elendig umkamen, erlebte Biberach einen „Keller-Boom“. In zwei Jahren wurden nicht weniger als fünf Biergärten neu gegründet und der Schützenkeller erweitert. Das Nebeneinander von Lust und Freud, Krieg und Leid ist offenbar keine Erfindung unserer Zeit.

Wenn man Friedrich Goll als den eigentlichen Schöpfer des Gigelbergs bezeichnen kann, so des-

wegen, weil durch seine Planung die vorgefundenen Anfänge zu einem Ganzen verbunden wurden. In seinen Händen lag außerdem die gesamte Bauleitung und die Bauaufsicht. Die weiteren Schicksale des Gigelbergs blieben mit seiner Familie verbunden. Kaufmann Enderlin hat mit seinem Verkehrs- und Verschönerungsverein das Werk fortgesetzt, mit Schillerlinde, Hochwacht und Hirschgrabensteg. Davon hat Friedrich Goll selbst noch einiges miterlebt. Der Hochbetagte wurde auch noch Zeuge der Reichsbegründung, mußte aber dafür auch seinen einzigen Sohn hergeben, Dr. Oscar Goll, der in der berühmten Württembergerschlacht bei Champigny gefallen ist.

Wenig später, im Jahre 1872, haben die dankbaren Biberacher ihrem inzwischen verstorbenen Mitbürger auf dem Gigelberg einen bescheidenen Denkstein gesetzt. Wenn wir heute an ihm vorübergehen, so denken wir nicht nur an den Freund der Linden und Kastanien, den Förderer von Handel und Gewerbe, den zeitgemäßen Patrioten, sondern vor allem an den aufrechten Demokraten, der nicht nur im Revolutionsjahr 1848 seine Bürger im Gemeinderat vertrat, sondern „Mannesmut vor Königsthronen“ schon zu einer Zeit bewies, als dergleichen riskant, ja gefährlich war. Es ist übrigens nie herausgekommen, wer für die ominöse Biberacher Tafel-Aktion verantwortlich gewesen ist.

„Mitgesellen in Gottes Werk-Gemach“

Künstler in Diensten der Reichsabtei Ochsenhausen

Von Dr. Adolf Schahl (Murrhardt)

Als Mitgesellen in Gottes Werk-Gemach bezeichnet G. A. Boeckler in seinem Buch „Architectura curiosa nova“ von 1664 den bildenden Künstler. Diesen Titel gab er ihm, weil er in schöpferischer Kraft „dem Schöpfer nach den klugen Geist erschwingt“ und ihm so ein „Stück der Gottheit eingepflanzt“ sei. Wir wissen aus den Predigten, die bei der Konsekration barocker Kirchen-Neubauten gehalten wurden, daß man diese als ein Gleichnis des vom Himmel herabgekommenen neuen Jerusalem, der neuen Erde, ansah. Daher ihr himmlisch-irdisches, ihr geistig-sinnliches Wesen. So konnten sich bildender Künstler in der von Boeckler gekennzeichneten Bedeutung und die Kirche als künstlerischer Auftraggeber begegnen.

Hier sollen nur einige der weniger bekannten oder unbekannteren, archivalisch faßbaren Leistungen behandelt werden, die bildende Künstler im 18. Jahrhundert in Diensten der Reichsabtei Ochsenhausen vollbrachten; die Gesamtzusammenhänge, in denen diese Leistungen gesehen werden müssen, können nur angedeutet werden. Als Quellen dienen die Haupt- und Abteirechnungen, Diarien und Chroniken, alle im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, von einem dort fehlenden Band der Abteirechnungen 1719/20 bis 1726/27 abgesehen, der sich in der Pfarr-Registratur von Ochsenhausen befindet und

dessen Kenntnis der Verfasser dem Hochw. Herrn Dekan E. Sontag verdankt.

Das größtenteils bekannte Werk des Malers J. G. Bergmüller und das des Bildhauers D. H. Herberger, über welchen eine Publikation in Vorbereitung ist, werden hier ausgeklammert.

Johann Joseph Obrist

Dieser Name ist in der Ochsenhauser Kloster- und Künstlerliteratur neu, obwohl er den Schlüssel bietet zur Lösung des Rätsels des Hochaltars der Kirche. In der Abteirechnung 1726/27 (immer, wenn nicht anders angegeben, von Martini auf Martini, also 11. 11.) steht zu lesen: „Den 8ten Julij empfängt H. Johann Joseph Obrister auff künftigen Hochaltar auff abschlag“ 300 fl (Gulden). Obrist war ein beehrter Augsburger Kunstschreiner, auf den Altäre und Kanzeln in Augsburg und Umgebung zurückgehen; er starb 1756. Daß Abt Cölestin Frener (1725—37) für den neuen Hochaltar der 1725 ff von Christian Wiedemann umgebauten und von Gaspare Mola stuckierten sowie von J. G. Bergmüller ausgemalten Kirche Obrist zuzog, beleuchtet nicht nur dessen künstlerische Bedeutung, sondern bestätigt zugleich die kunstgeschichtlich immer wieder greifbare Ausrichtung der Abtei nach Augsburg.

1728/29 folgt in den Abteirechnungen der Eintrag: „Der Hochaltar ist von Schreiner und Bildhauer verdingt worden per 1000 fl, über empfangene 300 fl habe noch bezahlt“ 700 fl. Obrist erhielt also den Rest der vereinbarten Summe. Weiter: